

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 25

Artikel: Verschollen! : Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett [Fortsetzung]

Autor: Harding, Tex

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verschollen!

Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett

Von Tex Harding

Vierte Fortsetzung

Der Apparat steigt höher und höher. Ich sehe, wie sich über den Wäldern unter uns fahle, gelbe Nebel hinwölben, die sich zu Wolken ballen und dann in der Luft unter uns zerflattern. Es ist der Staub des Urwaldes. Unter uns ein großer, breiter Fluß, vermutlich der Tapajoz. Er war eben noch braun, jetzt ist er schwarz und die fürchterlichen «Katzenköpfe», die kleinen weißen Springwellen, stürmen über seine Wasser. Jetzt ist das schwarze Wasser eine einzige, brodelnde, weiße Gischt. Ich höre durch das Gegrumm des Propellers das Pfeifen, das Heulen und Krachen des Sturmes. Dazwischen poltert es von der Erde herauf. Das Wild jagt in besinnungsloser Angst durch die Wälder und jetzt kracht es los. Ein ganzes Netz von Blitzen fällt in atemberaubender Langsamkeit zur Erde nieder. Wir sind zweitausendfünfhundert Meter hoch und zwischen uns und der Erde liegt eine Feuerwand. Manchmal verschwindet die Feuerwand wie gefressen von grauen Nebeln, dann zuckt ein gewaltiger gelber, roter und rotbrauner Blitz dazwischen und die Feuerwand ist wieder da. Ueber uns ist der Himmel blau und wir stürmen vorwärts, unter uns wird das Grau immer lichter und die Blitze immer seltener. Aber die mißhandelte Erde brüllt zu uns herauf und vor diesem Gebrüll scheint sich das Gewitter zu fürchten. Jetzt schon ist alles vorbei und noch ein paar Donner rollen in der Ferne.

Jimmy stellt die Schnauze unseres Apparates nach unten und es ist, als ob wir in die Hölle herunterrutschen. Gewaltige Fackeln lodern uns entgegen und werden immer größer. Es sind Urwaldbäume, die der Blitz entzündet hat. Der Strom sieht jetzt grün aus wie ein wandernder Wald. Der Sturm hat riesige Baumkronen ins Wasser geworfen und von einem zum andern Ufer ist der Strom mit einem wirren grünen Blätterdach bedeckt.

Jimmy hat wieder den Propeller abgestellt. Er dreht sich zu mir und lacht. Ich weiß, daß alles gut ist. Wir müssen schon weit hinter Diamantino sein. Wir fliegen jetzt immer einen Fluß entlang. Es ist der Tapajoz. Sein schäumendes Wasser treibt zwischen mächtigen Felsen vorwärts. Die Stromschnellen funkeln zu uns herauf und immerzu unterbricht sich der Fluß, um in riesigen Wasserfällen abwärts zu stürzen. Weit und breit ist keine menschliche Behausung zu sehen, nirgends eine Rauchfahne. Die Wasserfälle sind manchmal nur zwanzig Meter hoch, manchmal stürzt sich der Tapajoz fünfzig Meter herab. Das ist seine eigene Breite hier im Hochland von Matto-Grosso. Fawcett hatte die Absicht, den Tapajoz herabzufahren. Welche Mühe muß es gekostet haben, seine Kanus immer wieder auszuladen und an den Ufern herunterzubringen bis zu den Füßen der Wasserfälle, wo er den Strom wieder befahren konnte. Er muß Monate dazu gebraucht haben, um die Strecke zu bezwingen, die wir in fünf Stunden bezwungen haben.

Unser Benzin geht zu Ende und wir müssen einen Landungsplatz haben. Jimmy wird schon unruhig. Er zuckt mit den Schultern. Noch ragen aus dem Tapajoz immer wieder spitze Felsen hoch. Das Flugzeug hier zu Wasser zu bringen, ist unmöglich. Wir haben schon nur noch die letzten Liter in unserm Tank, als endlich der Strom in einer ruhigeren Bahn in eine Hochebene einbiegt. End-

lich! Vor uns liegt eine Insel und der weiße Sand ihrer Ufer leuchtet zu uns herauf. Ganz vorsichtig bringt Jimmy seine Maschine nieder. Wir strengen unsere Augen an, denn das ruhige Fließen unter uns kann trügerisch sein, es kann ein Baumstamm in dem Wasser liegen, der den Rumpf unseres Flugzeuges aufreißen könnte. Endlich wagt Jimmy es und setzt die Maschine ganz vorsichtig auf. Sie steht zehn Meter von dem weißen Sandstreifen entfernt. Ich bin aufgeregt, weil ich zum erstenmal zeigen muß, was ich kann. Ich muß ans Ufer schwimmen, um die Maschine dann mit dem Tampen heranzuholen. Daß meine Aufregung überflüssig war, habe ich erst ein paar Stunden später bemerkt. Ich bin in irrsinniger Eile durch das Wasser geschwommen, weil ich dachte, daß es von Piranhas wimmeln müßte, das sind jene kleinen Fische, nicht viel größer als Sardinen, die mit einem fürchtbaren Gebiß versehen, den Menschen anfallen. Piranhas treten in großen Herden auf und haben im Nu einen Menschen bis auf das Skelett abgefressen. Sie bohren sich in den Körper hinein. Als ich meine Ueberlegung wieder hatte, wußte ich, daß in dieser Hochebene gar keine Piranhas vorkommen konnten, weil sie sich nur in den Niederungen aufhalten, aber das Flugzeug hatte mich irritiert. Weil wir aus der Luft herabkamen, glaubte ich, es müsse Tiefland sein, wo wir landen.

Ich stand unversehrt am Ufer und Jimmy warf mir den Tampen zu. Ich ziehe die Maschine beinahe bis auf den Sand herauf. Jetzt springt Jimmy ans Land. Wir laden die Benzinkästen aus, setzen uns und trinken erst mal einen Whisky. Eine halbe Stunde sitzen wir, die Hände im Schoß, und erzählen uns von den Schrecken des Tropengewitters. Dann nehmen wir unsere Macheten in die Hand und ich zeige Jimmy, wie man das Buschmesser gebraucht, wie man es im Arm trägt, als ob man ein kleines Kind trage und wie man dann schräg und schnell mit dem Messer zuhaut, sowie sich ein Widerstand zeigt.

Die Insel scheint schlangenförmig zu sein und wir haben Glück, daß wir ziemlich nahe am Ufer zwei Bäume finden, die kaum zwei Meter über der Erde ihre Aeste ineinander verschlungen haben. Diese Aeste benützen wir als Fundament für eine Plattform, die wir aus den jungen Stämmen bauen, die uns der Busch liefert. Nach einer Stunde ist die Plattform fertig und die Benzinkisten lagern zwei Meter über der Erde. Wir mußten einen so hohen Platz wählen, weil wir nicht wissen konnten, wie hoch das Wasser steigen wird.

Jetzt können wir darangehen, unser erstes Nachtlager im Urwald zu bereiten. Auf unserer Insel und an den jenseitigen Ufern steigt der Wald etwa fünfzig Meter hoch. Jetzt, wo wir kaum zwei Stunden hier sind, müssen sich unsere Augen erst an das grüne Geflimmer gewöhnen. Es sieht so aus, als seien rings um uns leuchtende, flimmernde Kulissen aus grünem Gras gespannt. Erst wenn sich die Augen an das grüne Geflimmer gewöhnt haben, kann man die Einzelheiten des Waldes unterscheiden, die grauen, roten und braunen Stämme, die hoch aus dem feuchten Boden aufsteigen und um die aufsteigend und abfallend ein Gewirr von Lianen hängt, ein Gekletter von weißen, roten, blauen und lilafarbenen Blüten. Die Luft im Walde scheint stillzustehen. Ueber

uns schwebt eine Papageienherde in zarten grünen, rosa und roten Tönen.

Ich muß an das Abendbrot denken und schieße ein paar von den friedlichen Papageien herunter. Es fliegt immer Männchen mit Weibchen zusammen und das Gekreisch der anderen ist kaum lauter geworden. Sie lassen sich in dem Zug nach ihren Nestern nicht aufhalten.

Inzwischen hat Jimmy die neuen Aluminiumkessel mit Sand ausgegessert, wir rufen die Papageien und bald brodelt es im Kessel.

Jetzt pfeift der Nachtwächter schon, so heißt ein großer, leuchtender Käfer, der immer, wenn die Dämmerung fällt, zu pfeifen beginnt. Unser Lagerfeuer lodert hell und am Himmel stehen schon die ersten blassen Sterne. Wir haben gegessen und nach dieser Mahlzeit ist es mit dem Frieden endgültig vorbei. Die Moskitos haben uns entdeckt. Wir werfen große Laubbündel in das Feuer, daß ein niedriger, beizender Qualm entsteht, aber es hilft wenig. Es hilft auch nicht, daß wir uns gegenseitig auf Arme und Beine schlagen.

Wir beschließen, uns ruhig peinigern zu lassen und wehren uns nur mit unserem Pfeifenrauch gegen die ewige Pein. Ich habe mich lang in den feuchten Sand geworfen und liege auf dem Rücken. Jim liegt fünf Meter von mir entfernt. Auf einmal knackt es, bricht und raschelt im Gebüsch und ehe wir auf sind und unsere Waffen greifen können, steht ein Tapir vor uns und glotzt uns mit seinen lieben, dummen Augen an. Wir sitzen ganz still. Der Tapir mustert uns neugierig und wiegt seinen dicken, gutmütigen Kopf hin und her. Da schnippt Jim mit den Fingern und schon poltert der Tapir wieder in den Wald zurück. Das war ein harmloser Besuch. Wenn die Insel keine anderen Bewohner hat, wird es hier gut sein.

Wir holen unsere Moskitonetze heran und unsere Decken und als wir unter den Netzen liegen, beschweren wir die Ränder der Netze mit Knüppeln, um uns gegen den Besuch von Schlangen zu sichern.

Jetzt ist die Nacht da und die Sterne brennen groß über uns. Zu unseren Häupten steht das südliche Kreuz. Ich bin müde, aber Jimmy ist durch das Erlebnis mit dem Tapir gesprächig geworden. Er möchte meine Ansicht über die weißen Indianer wissen. Ich sage ihm, daß ich die Erzählungen darüber für Unsinn halte. Es kann ja möglich sein, daß es weiße Indianer gibt, so meine ich, aber sie werden dann nichts anderes sein, als die Abkömmlinge von weißen Pionieren, die vielleicht vor hundert oder hundertundfünfzig Jahren in den Wald eingedrungen sind. Der Indianer wird ihnen friedlich entgegengetreten sein und sie wegen ihrer absonderlichen und leuchtenden Hautfarbe als Götter verehrt haben. Er wird ihnen Frauen geschenkt und sie werden mit diesen Frauen Kinder gezeugt haben. Die Nachkommen dieser Kinder werden jene weißen Indianer sein, von denen unser Wirt in Diamantino sprach. Jimmy, was ein Wunder ist, widerspricht mir. Er ist sonst abends viel zu schläfrig, um irgend jemand zu widersprechen, geschweige denn mir. Ich bin abends nach sieben Uhr, wenn er Whisky zu kippen beginnt, eine Autorität für ihn. Heut widerspricht er mir. Er sagt: Deine These muß natürlich falsch sein, denn Fawcett hat doch in seinen Berichten

zurück und wieder vor und treffe sie nun glatt ins Rückgrat. Sie winder sich und sperrt ihren Rachen weit auf. Ganz scharf zeichnen sich die elfenbeingelben Giftzähne aus der roten Mundhöhle ab. Ich muß ihr noch einen Schlag ins Genick geben und dann ist sie tot.

Das war allerlei Arbeit für einen Vormittag. Wo mag die Schlange hergekommen sein? Vielleicht ist sie über den Fluß gekommen. Ich habe oft Schlangen gesehen, die im Wasser schwammen. Sie schwimmen sehr schnell und grazios und ihr Kopf tanzt dabei wie ein kleiner funkelnder Punkt über den Wellen. Das Unheimliche ist, daß die Schlange, wenn sie auf ihrem Weg über den Fluß ein Boot oder ein Floß trifft, stets versuchen will, auf das Fahrzeug zu gelangen.

Die Schlange stirbt immer erst gegen Sonnenuntergang. Bis dahin zuckt ihr Leib immer wieder, wenn man ihn berührt. Je länger ich den zerbrochenen Rücken der Schlange betrachte, desto mehr schwindet das Lampenfieber, das den Menschen in den ersten Tagen im Urwald gefangenhält.

Mir kommen, wie ich so dasitze, meine ersten Tage im Urwald wieder in Erinnerung. Ich war damals fünfzehn Jahre und ein Junge, der von den europäischen Schulbänken ausgerückt war. Ich war mit dreizehn herübergekommen und mit fünfzehn, als ich mich von einem Schiff in Pernambuco herunterretten konnte, ein fertiger Traimp. Ich wollte nach Bahia und hatte so eine Ahnung, daß ich nicht lebend dahin kommen würde, wenn ich zu Fuß durch den Urwald von Pernambuco nach Bahia laufen würde. Mein Vermögen war eine Schachtel Zigaretten. Diese Zigaretten waren die Sehnsucht eines eingeborenen Schutzmannes, der ein Creolo ritt, ein kleines, struppiges Pferd, das für mich aber das schönste Pferd war, das ich jemals gesehen hatte. Ich gab ihm meine Zigaretten unter der Bedingung, daß er mich fünf Minuten auf seinem Pferde reiten ließ. Ich höre noch, wie ich mich in meinem schlechten Portugiesisch mit ihm unterhielt. «Fünf Momente», sagte ich für «fünf Minuten». Es war in der Nähe der Markthalle von Pernambuco. Er ließ mich auf den Gaul klettern, weil ich ein kleiner Junge war und weil man nicht denken kann, daß ein kleiner Junge mit einem Schutzmannspferd durchbrennt. Ich ritt auch zuerst ganz langsam um die Markthalle herum, dann aber kam ich in eine Straße, die nach Süden führte. Im Süden liegt Bahia. Ich stieß dem Pferde meine Absätze in die Flanke und wir jagten los, aus der Stadt heraus und in den Wald hinein. Als das Pferd dann müde auf einem alten Jägerpfad dahinhinkte, kam mir erst zum Bewußtsein, was ich getan hatte. Aber für mich verprügeln Jungen war der Gedanke, was dem Schutzmann passieren könnte, wenn er ohne Pferd nach Hause

kam, wenig bedrückend. Ich habe das Pferd zwei Tagemärsche vor Bahia auf einer kleinen Ranch verkauft und als ich in Bahia einmarschierte, trug ich, sogar noch ein paar Milreis in der Tasche.

Damals hat mich der Urwald in seine Schule genommen. Ich lernte es, mich nicht vor der Natur zu fürchten und ich war doch eigentlich ein Großstadtkind. Es ist sehr bitter, wenn ein kleiner Mensch ganz unvermittelt dem großen Wald gegenübersteht, dem Wald, dessen Bäume vierzigmal so hoch sind wie der kleine Mensch. Jeder der Bäume im Urwald trägt einen grauen Bart von Lianen, der aus seiner Krone herabhängt, fingerdick manchmal nur und manchmal stark wie ein Männerarm. An diesem grauen Gestrüpp klettern ganz leichte, grüne Schlingpflanzen hoch und ganz schwere saftige. Wie erschrickt man, wenn man zum erstenmal allein in einem Walde ist, dessen Blätter manchmal so groß sind wie ein Mann. Wenn sie sich bewegen, glaubt man, der Tod trete hinter dem Blatt hervor. Zwischen den Blättern schweben Schmetterlinge auf und nieder. Die sehen nicht anders aus, als ob der chinesische Zauberer im Varieté eine Anzahl blauer Teller in die Luft geworfen hat, wo sie herumschweben, gehalten von einer unsichtbaren Kraft. Wie Teller sind die Schmetterlinge groß und glänzig wie Emaille. Durch den Urwald zwischen Pernambuco und Bahia führten damals Jägerpfade. Der Pfad in diesem Walde war schmal und wenn man ihn überschritt, war es nicht anders, als ob man sich durch den Wald hindurchzwänge. Waffen hatte ich damals keine außer einem Knüttel. Die Luft ist faulig und warm wie in einem überheizten Keller und die Sonne ist ganz selten im Walde. Kompaß hatte ich keinen. Ich mußte nach Süden und wußte nur, daß ich in der richtigen Weise ging, wenn mir morgens die Sonne auf die linke Wange schien und nachmittags auf die rechte. Das Grauen aber verließ mich auch nicht im Schlaf. Wenn ich ein Geräusch hörte, zuckte ich zusammen und hielt an, meinen Knüttel in der zitternden Faust. Dann sah ich, daß es eine Eidechse war, die mit hochgestelltem Schwanz über den Boden huschte. Von den Schlangen hatte man mir gesagt, daß man sie nicht von den Lianen unterscheiden könnte. Später wußte ich dann, daß es nur eine Schlange gibt, die wie die Liane aussieht. Das ist die Cipo. Ich habe auf dem Weg zwischen Pernambuco und Bahia keine Schlange gesehen. Zweimal bin ich einem Panther begegnet. Das erstmal trotzte das Tier, das ich aus der Ferne für eine Art Fuchs gehalten hatte, vor mir her auf dem Weg und brach dann rechts ins Gebüsch. Da wagte ich stundenlang nicht weiterzugehen und hielt im Walde still, von dem Schweigen der Natur mehr bedrückt, als wenn mich der Panther angefaucht hätte. Der zweite Panther, dem ich

begegnete, rannte quer über meinen Weg, hielt an, fauchte und brach dann ebenfalls seitwärts ins Gebüsch. Getan hat mir keines der Tiere etwas und nach drei Tagen Hunger hatte mir der mütterliche Wald auch gezeigt, wie man sich nährt von seinen Früchten. Ich lernte die Mango-Frucht essen, die dem Gaumen eines Knaben wie Terpentin schmeckt. Als ich in Bahia angelangt war, wußte ich, daß man auch den Saft mancher Bäume trinken kann wie Milch.

Wir lernen es in unserem späten Alter erst wieder, einfüchtig zu sein wie Kinder. Als man Fawcett bei seinem Aufbruch in Rio de Janeiro fragte, ob es wahr sei, daß er mit einem Panzerwagen in den Urwald einzudringen gedenke, wie es in manchen Zeitungen zu lesen war, soll er sehr gelacht haben und gesagt, daß ihm die paar Flinten schon zu viel seien, die er zur Beruhigung seiner jungen Gefährten und für die Jagd mitnehmen würde. Der Mensch im Urwald sei am sichersten, wenn er keine Waffe bei sich trüge. Der Wilde komme ihm zutraulicher entgegen, wenn er den Fremdling ohne Waffe sieht und auch vor den Tieren des Waldes brauchte man sich nicht allzu sehr zu fürchten.

Mein Beispiel sagt mir, daß Fawcett im großen ganzen recht hatte. Nur ist es ein Unterschied, ob ein einfältiges Kind oder ein Mann in den Urwald vordringt. Der erwachsene Mann ist durch seine Erfahrungen belastet. Er hat zu viel Enttäuschungen durchmachen müssen, als daß er noch die Kraft aufbringen könnte, die dazu gehört, den Geschöpfen der Natur mit aller Einfalt entgegenzutreten. Er muß also einen Ausgleich für die fehlende Kraft haben. Das aber ist die gute Waffe. Sie gibt ihm im Walde die Sicherheit des Kindes.

Ich war eingeschlafen und als ich erwachte, war es schon Nachmittag. Aus der Ferne tönte Propellergerumm, dann kam es immer näher, aber Jims Flugzeug war nirgends zu entdecken. Dann war das Gebrumm hinter mir und dann merkte ich, daß Jim sich verflorgen haben mußte. So war es auch. Er zog Kreise und endlich hatte er die Insel wieder entdeckt. Die Landung ging so glatt wie am ersten Tage und als Jim bei mir eintraf, grinst er über das ganze Gesicht und zog eine Flasche Hennessy aus seinem Lederwams. Ein Groß des Oel-Agenten.

Wir verstaun unsere Benzinvorräte und dann geht es an das Abendbrot. Jim schnuppert mißtrauisch an den Kesseln herum.

«Was hast du denn da für weißes Fleisch im Kessel?»

«Alligatorenschwanz!»

«Und so was ißt man?»

Er ist nicht zu bewegen, von dem Fleisch zu kosten.



OCCULTA-LASTEX

der einzige
Lastex-Krampfaderstrumpf
ohne Naht und mit
Fersenverstärkung

1. von unerreichter Feinheit
2. nach allen Seiten dehnbar
3. garantiert wasch- und kochbar

Zu beziehen in allen guten Sanitäts- und Bandagen-Spezialgeschäften. Verlangen Sie Bezugsquellen-Nachweis beim Fabrikanten:
J. Hollenweger & Co., Zofingen



Alpiner Geniesser
zuerst die Vorfreude der morgigen Tour-
dann den Genuss der rassigen Brissago

aber die alleinächte
Blauband
Brissago

FABRICA TABACOS BRISSAGO

«R. R.», was ist das?

Jetzt sind wir schon eine Woche im Urwald. Die Ereignisse darüber sind schnell erzählt. — Am Morgen des dritten Tages flog Jimmy noch einmal nach Cuyaba zurück, um den Rest des Benzins zu holen. Ich jage und koche. Am Morgen des vierten Tages fliegen wir dreihundert Kilometer weiter nach Norden. Wir sind bestrebt, immer die genau nördliche Richtung einzuhalten und landen auf einer Insel, die an einem Nebenfluß des Tapajoz liegt. Sie soll unser eigentliches Benzindepot sein. Der nächste Tag wird damit verbracht, den Hauptteil des Benzins von der ersten Insel nach der zweiten zu schaffen. Während wir hin- und herfliegen, spähe ich den Boden unter uns sehr genau ab. Nirgends zeigt sich das Anzeichen einer menschlichen Behausung. Endlich, bei unserem vierten Flug, sehe ich, wir sind vielleicht zweihundert Kilometer von unserer ersten Insel entfernt, eine blaue Rauchwolke kerzengerade in die weiße Mittagsluft emporsteigen. Jimmy hat sie ebenfalls entdeckt. Unter uns fließt breit und gelb wie Tee der Tapajoz. Ohne daß wir uns zu verständigen brauchen, macht Jimmy die Maschine zum Landen fertig.

Mit unserem Buschmesser hauen wir uns eine Stunde durch den Wald. Dann sind wir so erschöpft, daß wir ausruhen müssen. Der Schweiß stürzt uns in dichten Bächen über die Stirn herunter auf die Brust. Wir hören den gleichmäßigen Schlag von Macheten. Was werden uns die nächsten zehn Minuten bringen, stehen wir schon vor des Rätsels Lösung? Hatte jener Narr vielleicht recht, dem

ich einmal des Abends auf der Straße in Rio de Janeiro ein Fünf-Pesosstück geschenkt hatte, damit er mich in Ruhe lassen sollte? Dieser Mensch trug sich mit dem Gedanken, in einem Automobil in den Urwald aufzubrechen und Fawcett zu suchen. Er war nichts als ein Schnorrer, und als er mich sogar noch auf der Straße mit seiner dummen Idee verfolgte, nachdem er mich schon dreimal in meinem Hause aufgesucht hatte, fertigte ich ihn mit der Silbermünze ab. Dann hatte ich lange nichts mehr von ihm gehört und schließlich erschien in den Zeitungen ein unglaublicher Bericht über die Abenteuer dieses Mannes. Ich muß noch in der Erinnerung daran lachen. Er behauptete nicht weniger, als daß er in seinem Ford-Wagen von Diamantino aus aufgebrochen sei und daß er Fawcett im Urwald entdeckt habe. Er und seine beiden Begleiter lebten, Fawcett sei der Besitzer einer Hacienda, die mitten im Urwald läge. Nach unendlichen Strapazen hätten sie sich hier ein paar hundert Kilometer hinter Diamantino angesiedelt und verspürten keine Sehnsucht mehr nach der Zivilisation der weißen Rasse. Fawcett, so erzählte der Mann, mache einen etwas umnachteten, aber glücklichen Eindruck. Der Automobilmensch führte das auf die Strapazen und Leiden zurück, die Fawcett erduldet hatte. Er und seine Gefährten seien von Panthern angefallen worden und seinen Sohn habe eine Schlange arg zugerichtet. Wegen ihrer Krankheiten hätten sie den Marsch zu den Marmorstätten unterbrechen müssen und jetzt lebten sie hier im tiefen Frieden des Waldes und labten sich am Anblick der märchenhaft schönen Orchideen.

Dieser Bericht ist, wie ich später festgestellt habe, auch in vielen europäischen Blättern erschienen. Niemand ist darüber stutzig geworden, daß es im Urwald unmöglich Autostraßen geben könnte, in einem Gebiet, wo es nicht einmal Jägerpfade gibt und man sich, wie wir jetzt, jeden Schritt mit dem scharfen Stahl erkämpfen mußte.

Aber tat man dem Mann nicht doch unrecht? Was für Männer waren es, die sich da vor uns mit Macheten den Weg durch den Wald schlugen?

Es mußten Europäer sein, der Wilde kennt keine Machete.

Wir lauerten still und hielten unsere Waffen in Bereitschaft. Dann hörten wir Stimmen durch das Gehölz tönen, ein paar Männer sprachen in portugiesischen Lauten miteinander, sie unterhielten sich über das surrende und brummende Geräusch, das sie vor einer Stunde gehört hatten.

«Hallo!» rief Jimmy den Männern entgegen. Sie antworteten, aber wir blieben schußbereit. Dann sahen wir, daß es Weiße waren, genau gesagt zwei Weiße und ein Mestize, aber nicht die Männer, die wir suchten. Es waren Garimpeiros aus Diamantino, Diamantensucher. Sie lebten schon seit zwei und einem halben Jahr im Urwald. Wir gaben ihnen Tabak und erzählten ihnen, wie es draußen in der Welt aussieht.

Ob sie nicht eine Expedition von drei Männern getroffen hätten?

(Fortsetzung folgt)

Nur in den guten Geschäften erhältlich.



Schwächliche Kinder werden in Rheinfelden bald wieder stark, gesund und widerstandsfähig. Denn Rheinfelden's Solbäder und Trinkkuren regen Wachstum, Blut- und Knochenbildung an. Prospekte und Auskünfte bitte vom Verkehrsbüro verlangen. - Telefon-Nummer 253.

Rheinfelden
Seine Bäder und Trinkkuren heilen und stärken!